

Dieter E. Zimmer: Wiedersehen mit Whorf – Sprache und Denken

Es waren Neuigkeiten zum Gruseln, die sich in den vierziger und fünfziger Jahren aus den geschlossenen Kreisen der Sprachwissenschaftler bis in die weitere Öffentlichkeit herumsprachen. Wir können nur das denken, was uns unsere Sprache zu denken erlaubt, und nur so, wie sie es erlaubt. Unser Denken wird von unserer Sprache begrenzt und geformt. Und da die Sprachen sicherlich sehr verschieden sind, bringen sie auch ein verschiedenes Denken mit sich. Jeder Einzelne, jede Sprachgemeinschaft sind die Gefangenen ihrer Sprache, aus der es kein Ausbrechen gibt. Wirkliche Verständigung zwischen den Sprechern verschiedener Sprachen kann es nicht geben. Die Verschiedenheit unserer Sprachen macht uns einander hoffnungslos fremd. So etwa lautete die populäre Fassung des „sprachlichen Relativitätsprinzips“, der Whorf-Hypothese, benannt nach dem amerikanischen Ingenieur und Sprachforscher Benjamin Lee Whorf [...] Vertreten hatte Whorf sie in einer Reihe von Artikeln Ende der dreißiger Jahre; sie beschäftigt die Linguistik bis heute. [...] „Wie ist es [...] der Whorf-Hypothese ergangen?“ Nicht gut. Die Sprachen unterscheiden sich nicht willkürlich. Bei etwa gleicher Distanz zu den Dingen wird die gegenständliche Welt von allen auch etwa gleich aufgeteilt. Ähnliche kognitive Prozesse führen dazu, dass unter ähnlichen Umständen auch ähnliche Konzepte gebildet werden. Wo diese benannt werden und damit zu Begriffen gerinnen, entsteht kein Babel. Auf der Ebene der konkreten Benennungen sind die Sprachen recht gut ineinander übersetzbar. Nimmt man hinzu, dass entweder universale kognitive Prozesse oder ein für alle gleiches genetisches Programm auch Grammatiken erzeugen, die sich auf einer tieferen Ebene gleichen, so scheint ausreichend dafür gesorgt, dass sich Menschen verschiedener Sprachen nicht allzu sehr missverstehen müssen, dass nicht jeder hoffnungslos in seine Sprache eingeschlossen ist und sich keinem Sprecher einer anderen Sprache je mitteilen kann. Wir alle ordnen die Welt nach den gleichen, sozusagen natürlichen Prinzipien, unsere Sprachen spiegeln diese Ordnung und unterscheiden sich in dieser Hinsicht auch nicht erheblich. Dass Kulturen einzelne Lebensbereiche mehr oder weniger fein differenzieren, je nachdem, wie wichtig sie für sie sind, bedeutet nicht, dass ihre Angehörigen verschieden wahrnehmen und verschieden dächten. Einem alten Wissenschaftsgerücht zufolge soll der Eskimo Wörter über Wörter für die verschiedenen Schneearten haben, der Europäer aber nur eins, eben Schnee. Das Gerücht irrt. Die Eskimosprache bescheidet sich mit zwei Wortstämmen, einem für den fallenden und einem für den liegenden Schnee. Und sobald der Europäer sich für Schnee zu interessieren beginnt, stehen ihm durchaus weitere differenzierende Wörter zur Verfügung: Flocken, Firn, Harsch, Pulver, Sulz ... Whorfs Vermutung, der Eskimo fände den Generalbegriff Schnee „fast undenkbar“, war nicht nur vage, sondern falsch. Nicht die Sprache nämlich bestimmt, welche Ober- und Unterkategorien ein einzelner oder ein Volk bilden kann, sondern etwas anderes: der Bedarf.

Dass jedoch alle Sprachen die konkrete Welt ähnlich klassifizieren, nach ähnlichen Prinzipien, jedoch ausschnittsweise hier mehr, dort weniger differenziert, bedeutet nicht, dass auch bei abstrakteren Begriffen eine solche Übereinstimmung bestehen muss. Konkrete Begriffe strukturieren unsere Wahrnehmungen, abstrakte Begriffe sind die Bausteine unserer Interpretationen. Welche gebildet werden, wie sie voneinander abgesetzt werden, worauf sie sich erstrecken, mit welchen Nebenbedeutungen sie geladen werden, welche Gefühlsvaleurs ihnen zuteil werden – darüber befinden nicht so sehr die Verbindlichkeiten unserer kognitiven Mechanismen, sondern mehr die gewundenen Entwicklungen und Zufälle der Kulturgeschichte, die hinter einer gewachsenen Sprache steht. Kein Übersetzer muss befürchten, in irgendeiner Sprache keinen Begriff für „Wasser“ oder „Auge“ oder „Bauen“ anzutreffen. Bei „Sicherheit“, „Empörung“, „Urteil“ kann er diese Gewissheit nicht haben. Bei „Instanz“, „Parameter“ oder „Aufklärung“ kann er, wenn er in die Sprache einer fernen Kultur übersetzt, von vornherein sicher sein, dass er sehr wahrscheinlich kein Äquivalent vorfinden wird und sich mit notdürftigen Umschreibungen behelfen muss. Seit je

Sprachtheoretische Modelle

klagen Übersetzer, dass sich zum Beispiel das hebräische hesed im Deutschen nicht wiedergeben lässt. Es steckt darin eine Tradition gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Treue zwischen Stammeshäuptling und Untertanen, so schreibt Eugene Nida, die sich von keinem deutschen Wort wiedergeben lässt, auch nicht von Huld oder Güte. Der Filmregisseur Edgar Reitz beklagte, dass sich das Geheischnis des Hunsrücker Platt nur sehr unvollständig ins Hochdeutsche übersetzen lasse („Geborgenheit und Vertrauen, mehr als Freundschaft, weniger als Liebe ...“). Und, als markantestes Exempel, natürlich Faust der Übersetzer, der mit dem griechischen logos seine Qual hatte, weil er, zu Recht, die Standardübersetzung Wort etwas dünn fand, gemessen an der Bedeutungsbreite des Originals. Diese starken Nichtübereinstimmungen bei den abstrakten Begriffen, die sich in großen Übersetzungsschwierigkeiten niederschlagen, haben ihre Ursache natürlich darin, dass abstrakte Begriffe fast beliebig gebildet werden können. Sie haben sich gegenüber keine Realität, an der sich ihre Tauglichkeit Tag für Tag erweisen muss. Ein Begriff wie „Verstand“ hat eine Geschichte. Ein Begriff wie „Hand“ eigentlich nicht. Eine Hand war immer eine Hand. ...

Whorfs Hypothese ist also nicht rundheraus falsch. Aber erst recht ist sie nicht rundheraus richtig. Je stärker sie formuliert wird, desto falscher scheint sie zu werden.

Ganz sicher hilft die Sprache dem Denken ganz ungemein. Indem ein Konzept mit einem Wort belegt wird, wird es zu einer Art Gegenstand: Es existiert, auch wenn es gerade nicht gedacht wird, es erhält Dauer, man kann damit sehr leicht hantieren, ganze Gefüge von Konzepten zu neuen Aussagen zusammenstellen, man kann mit einem Wort ein Konzept in seinem Geist hervorrufen, man kann seine eigenen Konzepte mit anderen Menschen austauschen. Im Experiment wurde gezeigt, dass umfangreiche logische Probleme besser gelöst werden, wenn man während der Arbeit an ihnen alle seine Denkschritte verbalisiert. Die Erfindung der Sprache hat die denkerischen Möglichkeiten des Menschen gewiss potenziert. Und nur sprachlich gefasste Gedanken sind mitteilbar; alle anderen gehen mit dem, der sie denkt, zugrunde.

Die Sprache hält ihre Sprecher nicht gefangen; denken lässt sich auch, wofür die Sprache keine bequemen oder gar keine Mittel zur Verfügung stellt. Aber wofür fertige Ausdrucksmittel bereitstehen, lässt sich leichter denken; und wofür es sehr geläufige Ausdrucksmittel gibt am allerleichtesten.

Wenn verschiedene Sprachen nicht zu einem völlig verschiedenen Denken führen, so vor allem darum, weil sie alle auf einem ähnlichen Fundament ruhen. Die Grundbegriffe für die konkrete Welt und wahrscheinlich auch die Grundregeln ihrer grammatischen Verknüpfung sind für alle sehr ähnlich. Hier, bei den fundamentalen Kategorisierungen, werden alle Sprachen von ähnlichen kognitiven Mechanismen geformt. So treiben die Sprachen nie allzu weit auseinander; Verständigung bleibt möglich. Bei den abstrakten Begriffen aber kann sie schon sehr schwierig sein. Und die Bedeutungsnuancen, die den Begriffen durch die Kulturgeschichte ihrer Benutzer zugewachsen sind, sind oft schlechthin unübersetzbar. In einem sehr eingeschränkten Sinn hatte Whorf also recht.

Quelle: Dieter E. Zimmer: So kommt der Mensch zur Sprache: über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache & Denken. Zürich 1986. S. 158–161.